



IGOR VON PERCHA

DAS
GEHEIMNIS
DER
*Gräfin von
Albassy*

Weltbild

Ungezwungen und frei wächst die bezaubernde Christina Maria unter der liebevollen Obhut ihres Vaters Lord Strongbow in Irland auf. Mit ihrem Jugendfreund Sean erlebt sie ein erstes Liebesglück, bis mit dem jähen Tod der österreichischen Kaiserin Sissi dunkle Wolke sich über ihr Leben senken: Ihr Vater will mit ihr zum Begräbnis nach Wien – und er muss ihr sagen, dass er nicht ihr leiblicher Vater ist. Während Christina darum kämpft, die Geheimnisse um ihre Herkunft zu lüften, widerfährt ihrem Herzen noch größere Verwirrung in Gestalt des Husarenleutnants Kalman, dessen Liebeswerben die junge Gräfin kaum widerstehen kann ...

Christina Maria Trilogie

1. Das Geheimnis der Gräfin von Albassy
2. Christina Maria und der Fürst
3. Christina Maria und die Petersburger Nächte

Igor von Percha

Das Geheimnis der Gräfin von Albassy

Roman

Weltbild

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2017 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2017 by Igor Šentjarc Erben

Die deutsche Erstausgabe ist 1965 im Lichtenberg Verlag erschienen

Dieses Werk wurde vermittelt durch AVA international GmbH, München www.ava-international.de

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: © Thinkstockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-95973-374-8

ERSTES KAPITEL

1

Die einundsechzigjährige Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, von ihren Freunden und Untertanen zärtlich »Sissi« genannt, stieg am 9. September 1898 im Genfer Hotel »Beau Rivage« ab. Ihr Appartement im zweiten Stock dieses renommierten Hauses, das in seiner Geschichte neben den Spitzen der europäischen Aristokratie nicht selten gekrönte Häupter beherbergt hatte, bestand aus einem großen Ecksalon und zwei kleinen Zimmern mit Ausblick auf See.

In den letzten Jahren litt die Kaiserin zunehmend an Schlaflosigkeit. Von Kopfschmerzen, Atemnot und Anfällen düsterer Schwermut gepeinigt, kannte sie kaum noch das tiefe, traumlose Vergessen des Schlafes. In dieser Nacht aber befand sie sich stärker denn je in einem seltsamen Zustand zwischen Traum und Wirklichkeit.

Die Straße unter Elisabeths Fenster war südländisch laut. Hallende Schritte, Stimmen, der kehlige Gesang eines italienischen Straßensängers, Gitarrenklänge, die plötzlich vom Keifen einer Frau übertönt wurden, Gelächter ... Als die Geräusche endlich verstummten, übergoss der Mond alle Gegenstände im Zimmer mit einem unwirklichen, silbrigen Licht, verlieh ihnen ein gespenstisches Leben. Wie von Geisterhänden bewegt, schwankten die Vorhänge im sanften Luftzug – und wurden unversehens zu schwankenden, schwarzen Tüchern. Der Raum wandelte sich, die Wände wichen zurück in die Dunkelheit, und Elisabeth hörte durch das Gewölbe der Totengruft der Kapuzinerkirche in Wien, in die sie sich plötzlich versetzt sah, ihren eigenen lauten, verzweifelten Ruf nach dem toten Sohn:

»Rudolf –!«

Keine Antwort. Der schwere Deckel des Sarkophags, auf den sie mit brennenden Augen starrte, bewegte sich nicht, obwohl Elisabeth mit der ganzen Kraft ihres Herzens wünschte, er möge sich öffnen, der Tote möge auferstehen und antworten. Sie wollte die Antwort. Sie wollte erlöst werden von peinigenden Fragen und Zweifeln, die ihr den Schlaf raubten, die Tage verdüsterten, sie ruhelos von Ort zu Ort trieben. Wenn es ein Jenseits gab, so musste Rudolf sie hören. Er war ihr Sohn. Sie hatte ihn geboren; keine Kaiserin damals, sondern eine Frau wie alle anderen in dieser schweren Stunde, schweißüberströmt, sich vor Schmerzen windend, vergeblich gegen die Schreie ankämpfend, die aus ihrem Mund drangen, während die Kaiserinmutter und die Obersthofmeisterin weinend neben ihrem Bett knieten... Die Schmerzen damals und das Leid seinetwegen später gaben ihr ein Recht auf ihn, wo er auch war.

Wo aber war er? Was war er? Tot? Was hieß das: tot?

»Rudolf –!«

Nichts. Das Knistern der brennenden Fackeln, und auf den Sarkophagen der Gruft huschende Lichter und Schatten, in denen die Toten aus vielen Jahrhunderten wieder Gestalt anzunehmen schienen.

Aber keine Antwort.

Oder doch?

Wuchsen aus der grauen Bronze nicht Rudolfs Züge, das leichenhaft starre, wächserne

Gesicht mit dem weißen Verband um den Kopf? Flüsterte nicht seine Stimme von weither, ein Seufzer erst, der lauter und lauter wurde, bis die Stimme das ganze Gewölbe ausfüllte und ein namenloses Grauen verbreitete, die Antwort –?

Es war die Antwort. Aber Elisabeth konnte sie nicht verstehen. Entsetzt starrte sie auf den Verband um die Stirn des Toten, der sich rot zu färben begann. Sie sah, wie sich sein Gesicht vom Sarkophag löste, näher schwebte, schwerelos und durchsichtig, ein Phantom, unwirklich und dennoch wahr, ein Traumbild und zugleich von erschreckender Realität der Albträume, die uns aus dem Schlaf in die Wirklichkeit verfolgen, in uns noch immer das namenlose Grauen verbreitend, wenn sie längst verblasst und verschwunden sind.

Elisabeth fuhr auf. Die Stimme verstummte, das Gesicht löste sich auf, verschwand, und an seine Stelle trat ein Mondfleck an der Wand. Sie hatte nur geträumt. Diesen schrecklichen Traum, der sie seit neun Jahren verfolgte: Seit sie in einer Nacht die Kapuzinergruft aufgesucht und dort nach dem toten Sohn gerufen hatte. Sie war in einem Hotelzimmer in Genf. Die Vorhänge bewegten sich im Licht des Mondes, und von draußen, vom Hafen, kam das metallische Rasseln einer Kette und ein lang gezogener Ruf.

Doch: Warum war sie eigentlich hier? Was tat sie hier? Warum irrte sie in der Welt herum? Madeira. Korfu. Kissingen. Gödöllö. Triest. England. Irland. Venedig. Biarritz. Meran. Namen, Städte, Gesichter. Von Ort zu Ort, von einem Land ins andere. Und jetzt zuletzt Genf. Eine Kaiserin, Königin ... Eine von Unrast getriebene, alternde Frau.

»Großer Gott –!«, flüsterte Elisabeth, »– Nimmt denn das kein Ende? Wann nimmst du das Grauen von mir? Wann gibst du mir Frieden?«

Eine Turmuhr schlug die erste Stunde nach Mitternacht.

Um neun Uhr früh hatte Luigi Luccheni auf einer Bank schräg gegenüber vom Hotel »Beau Rivage« seinen Beobachtungsposten bezogen.

Die Sonne spielte mit den letzten Schleiern des Morgennebels, vergoldete die glatte, blassblaue Fläche des Sees, sprühte Tausende von Funken aus der Heckwelle eines auslaufenden Dampfers. Zwei Straßenfeger riefen sich im singenden Französisch etwas zu, einer von ihnen lachte immer wieder kurz auf. Vor dem Hotelportal stand der Portier, ein großer Mann in einer goldstrotzenden Uniform, blinzelte in die Sonne und kommandierte mit lauter Stimme zwei Hausknechte, die das Gepäck eines eben angekommenen englischen Paares abluden.

Luccheni war ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit einem braun gebrannten Gesicht, krausem Haar, einem borstigen, hellen Schnurrbart und misstrauischen, graugrünen Augen. Als er die Engländer vorfahren sah, spuckte er verächtlich aus.

Eine Welt der reichen Nichtstuer. Verflucht sollen sie sein! Eine einzige Übernachtung in diesem Hotel kostete mehr, als er, Luccheni, in einem Monat verdienen konnte. Verflucht soll ein Leben sein, das dem einen Reichtum und Wohlleben gab, den meisten aber nur Armut und Mühsal. Um zehn Uhr kam der alte Mann mit dem weißen Bart.

Der Alte erinnerte Luccheni an die Bilder der Apostel in der Kirche in Parma, die er als Kind jeden Sonntag mit den Pflegeeltern besucht hatte. Nur hatten die Apostel einen verklärten, himmelwärts gerichteten Blick, die dunklen Augen dieses alten Mannes mit ihrem düsteren Feuer glichen jedoch mehr dem Bildnis eines fanatischen Predigers, das in der gleichen Kirche neben einem Seitenaltar hing.

»Die Zeit ist gekommen«, sagte der Alte. Aufrecht stand er vor Luccheni und starrte über ihn hinweg, als blickte er in eine andere Welt.

Luccheni stand verlegen auf. Dieser Greis erschien ihm mit seinem prophetischen Gehabe plötzlich ein wenig lächerlich. Der Tag war zu hell. Ein Tag für Männer der Tat, nicht ein Tag der Prediger und Propheten. Der alte Mann gehörte nicht hierher, sondern in das Halbdunkel schwerer Gewölbe; sein Licht war nicht das der Sonne, sondern der flackernde Kerzenschein.

»Bist du bereit?« Luccheni nickte. Er steckte die Hand in die Jackentasche. Seine Finger glitten fast liebkosend über die raue Fläche einer dreieckigen Feile. Mit dem Zeigefinger prüfte er die Spitze. Das Metall war zu hart, es war ihm nicht gelungen, sie schärfer zu machen. Nun – wenn er stark genug zustieß, musste es auch so gelingen. Er war stark. Die schwere Arbeit hatte seine Muskeln gestählt. Trotzdem ...

Fast so etwas wie Ärger auf den alten Mann und auf die anderen wallte in Luccheni auf. Anstatt dass sie große Worte redeten über das Glück in der Anarchie, ein Glück, das greifbar nahe war, vorausgesetzt, dass man dafür etwas tat, hätten sie ihm lieber eine brauchbare Waffe beschaffen sollen! Eine Pistole etwa, oder zumindest einen schönen scharfen Dolch. »Hast du die Waffe?«

»Hab' ich.«

»Du wirst in die Geschichte eingehen.« Der alte Mann blickte Luccheni jetzt gerade in die Augen. »Du wirst einer der großen Märtyrer unserer Idee sein. Dein Name wird wie

Lauffeuer rund um den Erdball gehen und die Zaudernden aufrütteln, auf dass sie ihr Joch von den Schultern abschütteln und die Reichen und Mächtigen vernichten.«

So überspannt diese Worte klangen, Luccheni jagten sie einen Schauer über den Rücken. Der Alte hatte genau das ausgesprochen, wovon er, Luccheni, träumte. Er wird im Mittelpunkt stehen. Die ganze Welt wird über ihn sprechen. Und die ganze Welt wird einmal seine Tat verstehen lernen und zu würdigen wissen: In einer Zeit, als es keine Unterschiede mehr zwischen Menschen geben würde, keine Privilegien der Geburt und des Reichtums.

Der Hotelportier blickte zu ihnen herüber. Luccheni schien es, als drückte seine Haltung Misstrauen aus.

»Die Kaiserin logiert unter dem Namen einer Gräfin von Hohenembs«, sprach der Alte, und seine Stimme klang jetzt überraschend sachlich. »Sie wird vermutlich den Dampfer um ein Uhr vierzig nehmen. Wirst du sie erkennen?«

»Ich hab' ihr Bild oft genug gesehen.«

»Der Kai ist um diese Zeit fast menschenleer. Du wirst es nicht schwer haben.«

»Das ist mir gleich.« Luccheni zuckte mit den Schultern. »In der Menge ginge es vielleicht noch besser.«

Der Portier drüben sprach jetzt mit einem Polizisten, der um die Ecke gekommen und vor dem Hotel stehen geblieben war. Ob der Polizist zur Bewachung der Kaiserin da war?

»Wenn du aus irgendeinem Grund keine Gelegenheit findest, musst du nach Caux fahren und es dort versuchen. Die Kaiserin macht trotz ihrer kranken Füße noch immer lange Spaziergänge. In den nächsten Tagen will sie die Baronin Rothschild besuchen.« Über das Gesicht des Alten huschte ein schnelles, böses Lächeln. »Die Macht verbindet sich immer mit dem Kapital. Auf unsere Kosten. Auf deine Kosten... Irgendwann wirst du es tun können. Sieh mich an!«

Luccheni blickte in die Augen des alten Mannes. Jetzt waren sie kalt, ausdruckslos, zwei harte, dunkle Kieselsteine.

»Sind Sie immer so gut informiert –?« Luccheni versuchte, seiner Stimme einen ironischen Beiklang zu geben, um das Unbehagen zu vertreiben, das sich seiner bemächtigt hatte.

Aber der Alte ging nicht darauf ein. Er schien mit seiner Prüfung zufrieden zu sein, nickte und ging grußlos davon. Seine knochige, hohe Gestalt mit dem weißen Kranz der Haare über dem schwarzen Rock verlor sich in der Menge.

Einige Minuten nach elf sah Luccheni Kaiserin Elisabeth in Begleitung ihrer Hofdame, der Gräfin Sztaray, aus dem Hotel treten. Der Portier verbeugte sich tief.

Luccheni stand langsam auf und griff in die Tasche.

Aber die Damen kamen nicht über die Straße. Sie wechselten ein paar Worte, gingen am Polizisten an der Ecke vorbei und verschwanden stadteinwärts.

Luccheni verließ seinen Beobachtungsposten. Er wollte kein Risiko eingehen. Der Portier schaute immer öfters herüber. Ein Handlanger der Mächtigen. Und die Handlanger waren oft noch schlimmer als selbst die Menschen, denen sie dienten.

Luccheni schlenderte davon. Er wollte sich etwas zu essen kaufen. Es war genauso wie damals in Afrika, als er den Abessinienfeldzug mitgemacht hatte. Vor einem

entscheidenden Augenblick, wenn allen anderen die Kehlen wie zugeschnürt gewesen waren, hatte er, Luccheni, immer Hunger verspürt.

Afrika ... Wie weit lag das zurück!

Luccheni, der beste Soldat der Eskadron: So hatte ihn sein Schwadronskommandant Prinz Raniero de Vera d'Aragona im Einvernehmen mit anderen Offizieren bezeichnet. Luccheni, der ausgezeichnete Reiter, der besser voltigierte als selbst die meisten Offiziere. Luccheni, der tapfere Soldat, dekoriert mit der »Afrika-Medaille«. Luccheni, um den sich später, nachdem er seine Schuldigkeit getan hatte, niemand mehr kümmerte. Luccheni, der Arbeitslose, Heimatlose, ein Mann ohne Freunde und Beistand, getrieben von Ort zu Ort – bis er seine wirkliche Heimat gefunden hatte: die Idee. Luccheni, der Anarchist. Und sehr bald: Luccheni, der Attentäter – und der Märtyrer...

Eine halbe Stunde später bezog der vierschrötige Mann mit den entschlossenen Augen wieder seinen Posten. Kurz nach eins sah er die Kaiserin und ihre Hofdame aus der Stadt zurückkommen und in der dämmerigen Halle des Hotels verschwinden. Der Portier und der Polizist waren nirgends zu sehen. In der Glut der Mittagssonne lag die Straße öde und verlassen da.

Auf das Fensterbrett setzte sich ein Rabe. Er war wie ein Schatten angefliegen gekommen, lautlos und schnell: ein dunkler Gedanke, der plötzlich Gestalt gewonnen hatte. Nun saß er da, Sonne auf dem glänzend schwarzen Gefieder, den Kopf mit dem langen, kräftigen Schnabel leicht zur Seite gedreht, und schaute die Kaiserin mit seinen schwarzen Knopfaugen an. Ein seltsam menschlicher, wissender Blick.

Elisabeths Herzschlag setzte aus. Ein Rabe. Ein Bote des Unglücks. Sie erinnerte sich an die alten Geschichten, die hinter vorgehaltener Hand mit einem ahnungsvollen Schauer erzählt wurden, nach denen die Habsburger und die Raben in einer seltsamen Beziehung zueinander standen. Raben waren Vorboten des Unheils; nach alten Überlieferungen bedeuteten sie meist den Tod eines Mitglieds der kaiserlichen Familie.

Langsam näherte sich Elisabeth dem Vogel. Ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie ihn etwas fragen. Sie streckte den Arm aus, ihre Hand war jetzt kaum einen halben Meter von dem großen, schwarzen Vogel entfernt. Sie wollte ihn berühren. Sie wollte wissen, ob dort, auf dem Fensterbrett, tatsächlich ein Rabe saß, oder ob ihr die überhitzte Fantasie wieder einmal einen Streich spielte.

Draußen, auf dem Gang, näherten sich schnelle Schritte, es klopfte.

Die Kaiserin blickte über die Schulter zur Tür. »Ja –?« Ihre Stimme klang ungeduldig.

Gräfin Irma Sztaray, die Hofdame, die Kaiserin Elisabeth auf dieser Reise begleitete, trat ein.

»Majestät...«

»Gräfin – da –!« Die Kaiserin blickte wieder zum Fenster. Der Rabe war verschwunden. Kein Flügelschlag war zu hören gewesen, kein Luftzug zu spüren. Der Rabe verschwand lautlos wie ein Schatten, wie ein flüchtiges Bild der Fantasie.

»Ist Majestät nicht gut?« Die Hofdame trat besorgt näher.

»Nein, nein, es war nur...« Die Kaiserin strich mit der Hand über die Stirn. »Ich habe gedacht...«

»Wollen Majestät die Abreise nicht lieber verschieben? Mein Gott, Majestät sehen ganz bleich aus!«

»Nein. Majestät will abfahren!« Die Kaiserin riss sich zusammen. In ihren dunklen, noch immer schönen Augen blitzte so etwas wie mitleidiger Spott für die junge Gräfin auf. Die Ärmste hatte es mit ihr, Elisabeth, wirklich nicht leicht...

»Wir müssen uns beeilen, Majestät.«

Die Kaiserin nickte und ging zur Tür. Plötzlich blieb sie jedoch stehen, blickte die Gräfin einige Augenblicke lang prüfend an und fragte schließlich langsam, sehr ernst, jedes Wort betonend: »Denken Sie manchmal an den Tod, Gräfin? Dass Sie von einem Augenblick zum anderen nicht mehr sind?«

»Majestät...« Die Gräfin schwieg verwirrt.

»Wir sind nie sicher. Wir wissen nie, was uns erwartet. Hören Sie zu, Gräfin: Falls ich dazu nicht mehr in der Lage sein sollte –« Elisabeth erstickte mit einer ungeduldig-herrischen Bewegung einen Einwand der Gräfin –, »sagen Sie Ida von Ferenczy, dass sie sich um die grüne Malachit-Kassette kümmern soll.«

»Aber Majestät...!«

»Vergessen Sie nicht, Gräfin! Nur Ida weiß, wo ich die Kasette aufbewahre. Sie soll sie an sich nehmen und sich um den Inhalt kümmern. Haben Sie verstanden? Niemand darf davon etwas wissen, niemand außer Ida von Ferenczy!« Und dann mit einer Stimme, in der die ganze Bitterkeit der vergangenen Jahre und Jahrzehnte mitschwang, seit sie, Elisabeth, Herzogin in Bayern, als sechzehnjähriges Mädchen und junge Braut des österreichischen Kaisers Franz Josef an den Wiener Hof gekommen war und einen aussichtslosen Kampf gegen die steife, in Jahrhunderten erstarrte Hofetikette und gegen die Schwiegermutter, die Erzherzogin Sophie, begonnen hatte, gegen diese herrische, unduldsame Frau, die man die »heimliche und wirkliche« Kaiserin nannte, einen Kampf, in dem sie, Elisabeth, unterlegen war und der sie zu einer Fremden im eigenen Land gemacht hatte: »Ich kenne den Hof. Ich weiß, wie sie sich auf alles stürzen würden, was mir schaden könnte. Ich höre ihr schadenfrohes Geflüster und ihr hämisches Gelächter.« Und leiser jetzt: »Sie sind sehr gläubig, Gräfin. Schwören Sie bei Gott, dass Sie von diesem Auftrag zu niemandem sprechen werden. Nicht einmal zu Seiner Kaiserlichen Majestät!«

Gräfin Sztaray hatte die Kaiserin noch nie so sprechen gehört. Wenn sie allein waren, hatte Elisabeth Kaiser Franz Josef noch nie »Seine Kaiserliche Majestät« genannt. Erschrocken, unfähig, ein Wort der Erwiderung zu sagen, starrte sie die Kaiserin an. »Heben Sie die Hand und schwören Sie!«

»Ich schwöre ...«

»Bei Gott und allem was mir lieb und teuer ist...«

Die Kaiserin zog ein Medaillon hervor, das Medaillon, das sie, wie die Gräfin wusste, nie ablegte. Sie klappte es auf und nahm einen kleinen, goldenen Schlüssel an einem goldenen Kettchen heraus.

»Das ist der Schlüssel für die Kasette. Nehmen Sie ihn. Und wenn mir etwas geschehen sollte, geben Sie ihn Ida. Hängen Sie sich den Schlüssel um.«

Die Hände der jungen Gräfin zitterten so stark, dass sie dem Befehl kaum nachkommen konnte.

»Gut so, mein Liebes...« Auf dem Gesicht der Kaiserin erschien jetzt jenes unbeschreibliche Lächeln, das niemand je wieder vergaß, der es einmal gesehen hatte, machte es wie durch einen Zauber wieder jung und schön, ein Lächeln, das der Gräfin Tränen in die Augen trieb und ihr die Kehle so eng machte, dass sie kein Wort hervorbringen konnte. Sie wusste nicht, wie es geschah, aber plötzlich fand sie sich auf den Knien vor ihrer Kaiserin, sie spürte auf der Stirn einen Kuss, leicht und sanft wie die Berührung einer Flaumfeder, und sie hörte von weither Elisabeths Stimme:

»Steh auf, Liebes, steh auf! Wir haben jetzt ein Geheimnis – und das bindet manchmal mehr als alle Zuneigung und Liebe ... Steh auf, wir müssen gehen –.«

Luigi Luccheni sah, wie die Dienerschaft der Kaiserin das Gepäck zum Schiff brachte. Er sah den alten, würdigen Herrn aus dem Hotel treten, von dem er wusste, dass er der Kaiserin Leibarzt war. Und schließlich, als er schon unruhig wurde, weil die Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes auf nur wenige Minuten zusammenschumpfte, sah er die Kaiserin.

Der Hotelbesitzer, Portiers, Dienerschaft. Tiefe Bücklinge. Die Kaiserin und ihre Hofdame lösten sich aus dem Menschenknäuel und gingen allein zu dem menschenleeren Kai. Am Geländer der Seepromenade blieben sie stehen. Die Kaiserin spannte ihren Sonnenschirm auf.

»Wie ruhig und still es jetzt ist«, sagte Elisabeth. »Und heute Nacht der italienische Straßensänger ... Müssen diese Leute immer so laut sein?«

»Ich fand es hübsch.« Die Gräfin errötete.

Der Schatten eines Lächelns huschte über die Züge der Kaiserin. Es hatte einmal eine Zeit gegeben, als auch sie den Gesang eines Straßen-Troubadours hübsch und romantisch fand. Aber das lag in einer so tiefen, grauen Vergangenheit, dass selbst die Erinnerung daran unwirklich erschien.

»Kommen Sie, Gräfin. Der Kapitän wird sicher ungeduldig.«

In diesem Augenblick stieß sich Luccheni von der Hauswand ab, an der er bislang gelehnt hatte, lief quer über die Straße und dann am Ufergeländer entlang gegen die beiden Frauen. Sein Kopf, seine Gedanken waren leer. Er fühlte keine Leidenschaft mehr. Der Hass, der ihn bis jetzt vorangetrieben hatte, war verschwunden, und an seine Stelle trat ein kalter, leidenschaftsloser Wille zur Tat.

Die Frauen blieben stehen, als sie den schnell heranlaufenden Mann bemerkten. Sie traten zur Seite, um ihm Platz zu machen. Einige Schritte vor ihnen riss Luccheni die Feile aus der Tasche, bückte sich, als wollte er das Gesicht der Frau unter dem Sonnenschirm sehen und stieß mit aller Kraft die Feile in die Brust der Kaiserin. Trotz der Schnelligkeit, mit der es geschah, zielte er genau und wusste in dem Augenblick, als er die Feile in den Körper der Kaiserin dringen spürte, dass er das Herz getroffen hatte. Blitzschnell zog er die Feile wieder heraus und rannte weiter.

Unter der furchtbaren Wucht des Schlages stürzte die Kaiserin wie ein gefälltter Baum nach hinten. Gräfin Sztaray, die nur den Schlag, nicht aber die dünne Waffe in der Hand des Mannes gesehen hatte, schrie auf und versuchte, der Kaiserin auf die Beine zu helfen. Ein Kutscher kam herbeigeeilt und half ihr dabei. Benommen, mühsam um Atem ringend, stand die Kaiserin auf und versuchte, ihr in Unordnung geratenes Haar zu richten.

»Ist Eurer Majestät etwas geschehen? Haben Majestät Schmerzen?«

»Nein, nein, es ist nichts...«

Gesichter, die wie in einem Nebel schwammen. Hilfreiche Hände, die sie zu stützen suchten. Worte und Fragen ... Elisabeth wollte weg von hier. Die Brust schmerzte sie. Ein dumpfer, qualvoller Schmerz und ein scharfes Stechen, wenn sie Atem holte.

»Was – wollte dieser Mann?«, fragte die Kaiserin auf ungarisch. »Nein, nein, nicht zurück ins Hotel! Wir wollen zum Schiff!«

Der Kaiserin war es, als ginge sie über Watte. Sie hörte die Gräfin sprechen, fragen,

und sie gab Antworten. Aber all dies schien anderswo zu geschehen, mit einer anderen Frau. Nur der Schmerz war ihr eigener, der Schmerz und die verwunderte, ungläubige Frage: Wer war dieser Mann? Warum hat er das getan?

Der Kai dehnte sich ins Unendliche. Und doch war überraschend schnell die Laufbrücke da. Neugierige Gesichter. Die Schiffsplanken. Wenn nur nicht diese schreckliche Übelkeit gewesen wäre, die Schwäche...

Unter der goldbetressten Mütze das besorgt fragende Gesicht eines Mannes. Der Kapitän?

Der Kapitän sagte etwas. Sein Gesicht begann zu kreisen. »Geben Sie mir Ihren Arm, Gräfin, schnell!«

Elisabeth spürte den festen Griff der Hofdame um ihre Taille. Aber auch das half jetzt nicht mehr. Sie merkte, wie die Knie unter ihr nachgaben, wie sie zu Boden glitt, ohne dass sie dagegen etwas tun konnte. Sie kämpfte vergeblich gegen die Schwäche an, wollte weiter, weiter...

Ein blassblauer, unendlich tiefer und weiter Himmel. Zwei, drei Wattebüsche der Wolken, an ihrer Unterseite graublau und an den Rändern golden gefärbt. Das Gesicht der Gräfin Sztaray schob sich vor die Wolken.

»Majestät, geht es jetzt besser? Majestät ... Mein Gott!«

»Ja – es geht mir – besser...« Die Kaiserin setzte sich auf und blickte um sich.

»Majestät...«

»Was ist eigentlich geschehen?«

Die Antwort auf ihre Frage hörte Elisabeth nicht mehr. Die dunklen Schattenfinger der Ohnmacht griffen wieder nach ihr, drangen in ihren Körper, saugten aus ihm die letzte Kraft. Elisabeth sank wieder zurück. Sie merkte nur undeutlich, wie ihr Kleid aufgemacht und das Mieder aufgeschnitten wurde. Und sie sah nicht den tödlichen Schrecken im Gesicht der Gräfin Sztaray, als diese auf dem veilchenfarbenen Batisthemd über der linken Brust der Kaiserin einen rotbraunen nassen Fleck in der Größe eines Silberguldens sah. Mitten darin ein Loch. Blut sickerte hervor. Tropfen um Tropfen, aus einer kleinen, dreieckigen Wunde.

Das Gesicht der Gräfin, die Wolken, der Himmel verschwammen und verschwanden hinter einem feinen, grauen, dichter und dichter werdenden Schleier. Und in den absterbenden Gedanken der Kaiserin wuchs die Ahnung, die sich schnell zur Gewissheit verdichtete: Das ist das Ende. Jetzt bekommst du die Antwort.

Aber zuvor musste sie noch etwas sagen. Musste sie...

Mit letzter Kraft, die sie aufzubringen vermochte, flüsterte die Kaiserin: »Nicht vergessen ... Chris...«

So starb Elisabeth Amalie Eugenie, Kaiserin von Österreich, Königin von Ungarn und Böhmen, Königin der Lombardei und Venedig, von Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Galizien, Lodomerien und Illyrien; Erzherzogin von Österreich; Großherzogin von Krakau; Herzogin in Bayern, Herzogin von Lothringen, Salzburg, Steyer, Kärnten, Krain, der Bukowina, Ober- und Niederschlesien; Großfürstin von Siebenbürgen; Markgräfin von Mähren, gefürstete Gräfin von Habsburg und Tirol.

Ihr Sterbebett war die Bank auf dem Oberdeck eines einfachen Schweizer Passagierschiffes, das sie von Genf nach Caux bringen sollte. Niemand außer Gräfin Sztaray hatte ihre letzten geflüsterten Worte gehört.

Was wollte die Kaiserin sagen? Was bedeutete: »Chris...?« Es war, als wollte auch der Tod die vielen Rätsel um diese rätselvolle Frau vertiefen, ihnen ein neues hinzufügen...

Lord William A. Strongbow, Earl of Baynehill, über eine Seitenlinie Nachkomme des berühmten Grafen Strongbow, der im Jahr 1169 auf Geheiß des englischen Königs Heinrich II. Stadt und Festung Dublin im Sturm eroberte, leitete die Vorbereitungen zur Geburtstagsfeier seiner Tochter Christina Maria persönlich.

Chris, wie sie Lord Strongbow und ihre Freunde nannten, wurde achtzehn Jahre alt. Es sollte ein Fest werden, an das Christina ein ganzes Leben denken sollte. Denn es konnte sein, dass es ihr letztes Fest in Irland war...

Also hatte Lord Strongbow, ein großer, drahtiger Mann mit einem weißen Schnurrbart und einem von Wind und Wetter gegerbten, von tropischer Sonne dunkel gebrannten Gesicht, geladen – und alle kamen. Selbst von »drüben«, aus England. Alles in allem etwa hundert Gäste.

Die Schwierigkeiten mit der Unterbringung in seinem einsam gelegenen Schloss Baynehill, etwa drei bis vier Reitstunden nordwestlich von Dublin, löste Lord Strongbow auf die einfachste Art: Er ließ Zelte aufstellen. Darin kampierten Männer unter sechzig, Dienstboten und natürlich er selbst. Die Ladies wurden auf die Zimmer des Haupt- und der Nebengebäude verteilt.

Die Männer empfanden das Zelten, die Lagerfeuer, den Lamnbraten vom Spieß, den Whisky und den »Stout« vom Fass, das bittere, schwarzbraune irische Bier, als einen Riesenspaß. Bei den Damen gab es dagegen Nasenrümpfen und Eifersüchteleien; da Lord Strongbow dies jedoch erwartet hatte, machte es ihm nichts aus.

Für die große Treibjagd zu Pferd am Vortag der Geburtstagsfeier hatte der Jagdaufseher einen kapitalen Sechzehner ausgemacht. Die nächstfolgenden Ritte, die »Runs«, sollten Füchsen gelten, von denen es in der Gegend wimmelte.

Um halb neun wurde zum Frühstück gerufen. Auf dem kiesbestreuten Vorplatz des Schlosses waren unter Zeldächern lange Tafeln aufgestellt und mit feinem weißem Leinen, altem Porzellan und herrlichem böhmischem Glas gedeckt worden. Auf riesigen Silberplatten türmten sich Roastbeef, Mutton, Indian, Fische und Krabben, geräucherte Zunge und Aale, Pasteten, Sweets, Landbutter, Obst und Orangenmarmelade nebst Bergen von Toast. Dazwischen brodelnde Teekessel, auf einem Extratisch ganze Batterien von Brandyflaschen, Sherry und Champagner.

»Man muss es dir lassen, du hast dir alle Mühe gegeben, mein Lieber«, sagte Oberst Spence, ein alter Freund des Lord Strongbow, während er sich eine dicke Scheibe Roastbeef absäbelte. Der Oberst war ein rotgesichtiger, schwerer Mann mit dünnen Säbelbeinen, die in hohen Reitstiefeln und abgewetzten Breeches staken. »Und es gibt Leute, die dich für außerordentlich sparsam halten.«

»Du meinst wohl – geizig.« Lord Strongbow lachte. »Man muss ja nicht alles so direkt sagen.«

»Achtzehn Jahre –«, Lord Strongbow suchte nach geeigneten Worten, »– achtzehn Jahre sind im Leben eines jungen Mädchens ein tiefer Einschnitt. Aus einem Kind wird

eine junge Frau.«

»Übertreibst du nicht ein wenig? Ich kann mir Chris kaum als eine junge Frau vorstellen. Noch vor drei Tagen sah ich sie auf einem ungesattelten Braunen an mir, einem alten Mann, vorbeipreschen ... Reitet wie ein Teufel, die Kleine. Eher wie ein Junge als ein Mädchen.«

»Nicht wahr?« Die blassblauen Augen des Lord Strongbow leuchteten auf. »Sie nimmt es mit jedem von diesen jungen Burschen auf. Meine Schule.«

»Das sagen wir Alten immer.«

»Diesmal stimmt's. Ich kann mir kaum vorstellen...« Lord Strongbow blickte mit zusammengezogenen Augenbrauen auf das bunte Gewimmel an den Tischen.

»Dass eines Tages einer von diesen jungen Männern auftaucht und sie dir wegnimmt...«, beendete der Oberst die Gedanken des Lord Strongbow erratend, wie man das so oft zwischen alten Ehepaaren oder Freunden findet. »Wie ich dich kenne, wird allerdings kaum einer Gnade vor deinen Augen finden.«

»Da kannst du recht haben.«

»Nun, es kann sein, dass du vor dieses Problem eher gestellt wirst, als du glaubst. Der junge Longford, zum Beispiel...«

»Du meinst – Sean? Unmöglich! Dieser grüne Junge...«

»Jetzt machst du den gleichen Fehler wie ich vorhin. Sean ist kein grüner Junge mehr, sondern ein sehr beachtlicher junger Mann. Die Jahre vergehen, mein Lieber. Ehe wir uns versehen, werden wir alt.«

»Sean –?«, murmelte Lord Strongbow. »Ich dachte, er wäre in Portsmouth.«

»Ich habe ihn gestern gesehen. Er hat sich nach dir erkundigt – und nach Chris. Auch er versuchte den Gleichgültigen zu spielen – genauso wie du jetzt. Und genauso erfolglos. Übrigens – reitest du nachher mit?«

»Nur ein Stückchen.«

»Die alte Geschichte mit dem Bein?«

»Auch alte Schlachtrösser werden einmal müde ... Zu einem Spazierritt langt es noch, aber eine Jagd –?«

Aber Oberst Spence hörte dem Lord nicht mehr zu. »Donnerwetter –!«, rief er aus. »Ich wusste gar nicht ... Du hattest recht. Aus Kindern werden Leute. Soll das wirklich die kleine Chris sein?«

Eben war in der weit offenen Flügeltür Christina erschienen in Begleitung ihrer Gesellschafterin, Madame Tibot. In einem neuen, eng anliegenden Reitrock, der ihre hochbeinige, zierliche Figur besonders gut zur Geltung brachte, ein Reithütchen auf dem überreichen, goldbraunen Haar, die zarte Röte der Verlegenheit auf dem schmalen Gesicht mit den großen, dunklen Augen, schritt sie die Freitreppe herunter.

Die Gespräche verstummten. Die Männer betrachteten Christina mit unverhohlener Bewunderung, die älteren Damen musterten sie wohlwollend, die jüngeren kritisch und einige (es gibt sie immer und überall) missgünstig.

Lord Strongbow eilte mit großen Schritten auf Christina zu. Erst jetzt merkte man, dass er stark hinkte, obwohl er sich Mühe gab, es zu verbergen. Eine alte Wunde aus den indischen Feldzügen machte ihm stark zu schaffen. Er reichte Christina den Arm und

geleitete sie zu den Tischen. Das ungleiche Paar, der lange, staksige Oberst und das zierliche, schöne Mädchen, war im Nu von jungen Männern umringt.

Kurze Zeit später erklangen die Hörner. Pferde wurden herangeführt. Damen und Herren, die sich an der Jagd beteiligten, saßen auf. Das »Meet«, die Musterung, fand in der prächtigen Parkanlage vor dem Schloss statt. Die Reiter in ihren bunten Röcken – in Irland trug man zur Jagd nicht Rot wie in England –, die schlanken Damen in ihren eleganten Jagdkostümen, die glänzenden, vor Jagdfieber unruhig tänzelnden Pferde und dazwischen die vielen laut bellenden, von »Huntsmans« nur mühsam im Zaum gehaltenen weiß und braun gefleckten Hunde. Ganz vorn versuchte der »Master«, der Jagdführer, mit lauten Rufen etwas Ordnung in das Treiben zu bringen.

»Chris!«

Christina, auf einem prächtigen, hochbeinigen Falben, blickte sich um und schaute gerade in die graublauen, lachenden Augen eines jungen Mannes.

»Sean, du?«, Christina errötete. »Ich wusste gar nicht, dass du hier bist!« »Ich bin erst gestern gekommen. Non-stop aus Portsmouth, dir zu Ehren.«

»Come on, Chris! Es ist deine Jagd, wir reiten vorn.« Lord Strongbow kam auf einem mächtigen Wallach herangeritten. Als er den jungen Mann an Christinas Seite sah, zogen sich seine Augenbrauen argwöhnisch zusammen. »Du bist also auch da, Sean? Willst du etwa mitreiten?«

»Warum nicht, Onkel?« Sean lächelte.

»Hast du das bei der Marine noch nicht verlernt? Na ja, du kannst ja noch immer absitzen und zu Fuß nach Hause gehen, wenn es dir zu viel wird.«

Sean fand keine Zeit zu einer Entgegnung. Sie wäre bestimmt nicht von schlechten Eltern gewesen. Aber sein Pferd Bey, nach Seans Meinung der schnellste, intelligenteste und hinterlistigste Gaul im ganzen Land, fing an zu bocken, und er hatte alle Hände voll zu tun, bevor er mit ihm fertig wurde.

Der Reiterzug setzte sich in Bewegung. Ganz vorn der »Master«, nebenher die Hunde und anschließend die »Kolonne« mit Christina und Lord Strongbow an der Spitze.

Sean, der junge Engländer mit dem alten irischen Namen, hielt sich im Mittelfeld. Aber er dachte nicht daran, dort zu bleiben. Ich werde dem alten Burschen die Marine zeigen, dachte er. Und wenn ich mir dabei den Hals breche –

In gemächlichem Trab ging es durch einen lichten Eichenwald. Plötzlich klang das Gebell der Meute heller, aufgeregter. Die Hunde haben die Fährte des Hirsches ausgemacht.

Lord Strongbow scherte aus der Kolonne aus und blickte wehmütig den davonjagenden Reitern nach. Sollte er es nicht doch noch einmal versuchen? Nein. Es hatte keinen Sinn. Für einen solchen Ritt brauchte man gesunde Glieder. Dabei fühlte er sich sonst noch ebenso gut in Form wie vor Jahren, als er genauso wie diese Reiter über das Land jagte und alle Hindernisse spielend nahm ... Nein, nicht einer von ihnen, sondern der erste...

Fast so gut in Form, korrigierte er sich streng. Du bist nicht mehr der Jüngste, mein Lieber, auch wenn du es nicht wahrhaben willst!

Waren das Zeiten damals gewesen! Das halbe Leben verbrachte man im Sattel. Irland, England, Frankreich ... Und dann: Ungarn. Gödöllö. Im Wettstreit mit den besten

österreichischen und ungarischen Reitern, an der Seite einer königlichen Frau...

Diese Ungarn ritten wie die Teufel. Attila von Horan-Albassy, Gyula Andrassy, der damalige Außenminister der Donaumonarchie, ein Mann, dessen bloßer Anblick die Frauenherzen höher schlagen ließ, der alte Baron Bukvich mit seinen krummen Reiterbeinen, den »Türkensäbeln«... Und nicht zuletzt Captain Middleton, der rothaarige Engländer, der Mann, der Kaiserin Elisabeth die Hohe Schule des Jagdreitens beigebracht hatte und es mit den besten in Europa aufnahm...

Waren seither wirklich schon zwanzig Jahre vergangen?

Lord Strongbow drehte sich aufseufzend um. Vorbei. Warum der Vergangenheit nachtrauern, wie schön sie auch gewesen sein mochte? Er schnalzte mit der Zunge und berührte mit der Reitgerte die glänzende Kruppe des Wallachs. »Come on, alter Knabe, gehen wir nach Hause. Wir können es drehen und wenden, zum alten Eisen gehören wir doch ...«

Als wollte der Wallach seinen Herrn Lügen strafen, warf er den schönen Kopf hoch und setzte sich in Trab.

Galopp.

Dumpfes Trommeln der Pferdehufe über elastische Wiesen, sanfte Hügel, über Wassergräben und niedrige Hecken, das helle Klingen der Hundemeute, hie und da ein Zuruf, ein Lachen, das Knirschen des Sattelzeugs. Und darüber der blaue Septemberhimmel mit schnell dahinjagenden, weißen Wolken...

Sean gab Bey die Sporen und hielt sich dicht hinter Christina. Das Gelände wurde wilder. Gestrüpp, Zwergkiefern, hie und da eine hohe, vom Sturm zerzauste Eiche. Die »Kolonne« zog sich in die Länge und Breite. Ein Wassergraben. Bey nahm ihn mit Leichtigkeit. Eine Hecke ... Himmel, gerade noch gut gegangen!

Wie fabelhaft Chris, dieses Teufelsmädchen, reiten konnte!

Wieder eine Hecke. Sean begann schwarz zu sehen. Noch eine und eine dritte...

Bey schaffte auch diese Hürde. Aber drüben stolperte er – und Sean flog in einem hohen Bogen aus dem Sattel.

»So hör doch endlich auf zu lachen, Chris!«

Auf dem Boden sitzend, betastete Sean seine schmerzenden Glieder.

»Oh, Sean, du sahst so komisch aus, als du plötzlich...« In Christinas Augen tanzten hundert kleine Teufelchen. »Ich wusste gar nicht, dass du so ein dummes Gesicht machen kannst!«

Bey war nichts geschehen. Ein paar Schritte entfernt graste er ruhig – und Sean glaubte, in den Augenwinkeln des Pferdes ein schadenfrohes Zwinkern zu sehen.

»Ich gehe jede Wette ein, dass er absichtlich gestolpert ist.«

»Oh, ja, Bey ist das zuzutrauen. Wie eine Katze war er sofort wieder auf den Beinen. Und du standst auf dem Kopf...« Wieder das silbrighelle Lachen. Und dann: »Hast du dir wehgetan, Sean?«

»Ich bin in zehn Stücke zersprungen.«

Das Bellen der Hunde verklang in der Ferne. Der Wind, dieser ewige irische Wind, rauschte durch das Gestrüpp, spielte mit den Gräsern, mit einer goldbraunen Haarsträhne, die Christina unter dem Hütchen hervorgerutscht war, presste den Rock gegen ihre schlanken Beine... Ihr Pferd tänzelte ungeduldig. Aber das schien Christina nichts auszumachen. Als wäre sie mit dem Tier verwachsen, machte ihr schlanker, biegsamer Körper jede Bewegung des Pferdes mit, zügelte sie es mit leichten, kaum merklichen Handbewegungen.

Bewundernd blickte Sean das Mädchen an. Das war eine neue, eine ganz andere Christina. Früher war sie für ihn immer nur ein staksiges, unscheinbares und reichlich unberechenbares Mädchen gewesen, das reiten konnte wie ein Kosak, mit dem man in den Clon-See schwimmen gehen konnte, ohne Angst, dass es ertrank, dem man, leichtgläubig, wie es gewesen war, allerlei Bären über Geister, Gespenster und ähnlichen Unsinn aufbinden konnte, das man aber ansonsten möglichst übersah. Mit einem Wort: Ein klapperdürres Etwas, das man zwar hinnahm, es aber weiter nicht für wichtig hielt. Und jetzt ... War es denn möglich, dass sich ein Mädchen in einem einzigen Jahr so sehr

verändern konnte? Dass es zu einer jungen, schönen, begehrenswerten Frau wurde?

Christina saß ab. Ihre Augen blickten jetzt besorgt. Sean griff nach ihrer Hand, richtete sich stöhnend auf– und hielt im nächsten Augenblick Christina in den Armen.

»Du musst mich stützen«, murmelte er. »Ich bin zu Tode verletzt, Chris. Und du bist schuld. Seit heute Morgen, als ich dich die Treppe herunterkommen sah, bin ich ein erledigter Mann...«

Erschrocken blickte Christina in das braun gebrannte, schmale Gesicht unter dem schwarzen Haarschopf des jungen Mannes, in seine Augen, die jetzt die Farbe eines Gewitterhimmels angenommen haben. So wie er jetzt, hat sie noch nie ein Mann in den Armen gehalten, noch nie hatte sie einer so merkwürdig angesehen...

»Sean...«

Für Christina ging in diesen Augenblicken ein Abschnitt ihres Daseins zu Ende. Im Leben eines jeden Menschen gibt es Augenblicke des Erkennens, die mit einem Schlag die Sicht auf sich selbst und auf die Umwelt zu ändern scheinen. Jedes junge Mädchen entdeckt sich eines Tages. Vor dem Spiegel, in den Worten einer Freundin, in den Augen eines Mannes. Wo auch immer: Glücklich und bestürzt zugleich weiß es von nun an um seine Fraulichkeit.

Sean war jetzt kein harmloser Jugendfreund mehr. Er war auch nicht der unerreichbare junge Mann in der fabelhaft sitzenden Uniform eines Marineoffiziers, in den Christina vor zwei oder drei Jahren verliebt gewesen war. Er war ein Mann. Und Christina begriff plötzlich den Ausdruck in seinen Augen, der sie vorhin nur erschreckt hatte. Es war – Begehren.

Mit einer jähen Gebärde riss sich Christina los und lief den Abhang des Hügels empor, auf dessen Kuppe eine große, alte Eiche stand. Hier holte Sean sie ein, griff nach ihren Schultern, riss sie herum und küsste sie. Ein starker, männlicher, besitzergreifender Kuss...